

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 4-5

Artikel: Von Schweizer Art und Kunst
Autor: Nussberger, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158663>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

webe gewirkt. Und dies war möglich, weil die menschliche Anlage in einer Harmonie bergenden und Harmonie ausstrahlenden Landschaft ihren Grundakkord, ihren Cantus Firmus gefunden hat.

Von Schweizer Art und Kunst.

Von Max Rußberger.

Jedes Volk, wie jeder Mensch, macht sich ein Bild von seinem Wesen, das in seinem Handel und Wandel, in seiner Geschichte wie in den Erzeugnissen seines Geistes zu Tage tritt.

Die Eidgenossenschaft war ursprünglich ein Bund freier Bauern. Zwischen ungleich größeren Nachbarn hat sie bis heute ihre Unabhängigkeit bewahrt. Die Härte des Lebenskampfes, einer schönen, aber kargen Natur abgetroßt, gibt ihrem Volk den entscheidenden Charakterzug. Auf engem Raum, den einst keltische Siedler bebauten, über den römische Legionen marschierten, leben heute germanische Stämme verschiedenster Art: im Osten und Norden die schlichten Alemannen, im Westen die temperamentvollen Burgunder, beide mit uralten Bestandteilen romanischer Grenzbevölkerung gemischt. Das gibt dem Charakter der Schweizer eine seltene Mannigfaltigkeit und hat ihr öffentliches Leben vor Eintönigkeit bewahrt.

Ein Land, dessen Schönheit die reinsten Genüsse spendet, dessen unwegsame Furchtbarkeit aber auf Schritt und Tritt zur Vorsicht mahnt und dem Verkehr die größten Schwierigkeiten bereitet, erzieht sich einen eigenen Schlag Leute. Sprachlich drei großen Kulturkreisen zugehörig, ist doch das Schweizervolk eine einheitliche Nation, gestählt im Willen zur Demokratie, verbunden durch die gemeinsame Geschichte. Es wird geeint durch den gleichen Wohnsitz in hochalpiner Welt. An Beschränkung gewöhnt, fortwährend angesichts einer Natur, die unendlich gewaltiger ist als der Mensch, ist Bescheidenheit sein Teil. Wo die schöpferische Phantasie grenzenlos waltet, das mächtige Gefühl frei strömen soll, tun es ihm andere leicht zuvor. Wo Treue im Kleinen, kluge Findigkeit und unermüdlicher Fleiß den Ausschlag geben, da ist es an seinem Platz und nicht leicht zu übertreffen.

Dieses Volk ist nun weit mehr als 600 Jahre unbeirrt seinen Weg gegangen, oft in hartem Zusammenprall mit den Nachbarn. Es hat Zeiten des Glücks und der Not erlebt. Immer aber hat es sich wieder aufzuschwingen vermocht. Kämpfe gegen eisengepanzerte Ritterheere haben es einst zusammengeschweißt. Das Städtetum des Mittelalters gab ihm Wohlstand und Kultur. Tief aufgewühlt hat es die Kirchenreform. Aber nicht bloß durch die Gedanken Zwinglis und Calvins wurde es damals der Welt wertvoll; auch auf den Schlachtfeldern erntete es Ruhm. Es ist die Zeit, wo die alte Eidgenossenschaft als europäische Großmacht hervortritt und

ihre Reisläufer sich fremden Herren verdingen, überall Furcht und Bewunderung erregend wegen der Frische ihrer Gesichter, der Gesundheit ihrer Gestalten. Dann sanken langsam Macht und Glanz der alten Orte. In den Städten stagnieren Handwerk und Geistesleben, und die französische Revolution überflutet das Land mit fremden Heeresmassen. Aber der Aufschwung von Technik und Gewerbe im 19. Jahrhundert bringt ihm wieder neuen Auftrieb. Keine Frage, die ungeheure Entwicklung von Industrie und Verkehr, wie sie seit den Tagen des Liberalismus herrschte, kam seiner regen Aktivität zu Gute. Seitdem betätigt es sich mit Glück am friedlichen Wettbewerb der Völker, und kein Mensch würde hinter seinen stillen Bürgern die trozigen Haudegen vermuten, die einst überall streitlustig vom Leder zogen. Jetzt hat es seine Täler bis zur Schneegrenze der Erholung und dem Sport erschlossen und die Lebenshaltung, wo nicht für sich, so doch für seine Gäste, auf einen ausgesuchten Komfort gestellt. So erlebte es in unsern Tagen, wie einst in denen des Erasmus und Holbein, noch einmal eine hohe Blüte der Kunst, der Literatur und Wissenschaft.

Der Kunst bringt das Schweizervolk einen aufgeweckten Sinn, aber keine übermäßige Wertschätzung entgegen. Vielleicht mangelt seiner biederer Art jene schrankenlose Begeisterung, die alles an die Vollendung des Werkes setzt. Seine Ehrlichkeit verlangt auch beim Spiel der Phantasie noch einen guten Zweck. Doch fehlt ihm der Sinn für die große Form keineswegs. Befaßt es sich einmal mit künstlerischen Dingen, so geschieht es mit dem redlichen Ernst, den man sonst den strengen Verrichtungen des Alltags widmet. Seine Künstler haben alle eine einprägsame Physiognomie. Seine Maler verfügen über eine leuchtende Palette und eine entschiedene Linie, seine Musiker über eine klare Form. Die Gestalten, die seine Dichter geschaffen, haften unverwischbar im Gedächtnis. Ist dem Schweizer reine Stimmungskunst und träumerische Romantik von Hause aus fremd, ja seinem Wesen sogar zuwider, so noch viel mehr fahriges Dilettantismus, leichtes, gedankenloses Geschwätz.

Eine solche Veranlagung zeitigt bald den großen Kulturbringer, bald den behutsamen, unermüdblichen Feiler in stiller Werkstatt. Sie schafft den unerschrockenen Pionier auf dem Wege des Fortschrittes oder den bürgerlichen Meister, der geprägter Form die letzte Vollendung gibt. So war tatsächlich der Anteil der Schweiz am Geistesleben der Völker. Die hohe Kultur ihrer Städte sicherte den künstlerischen Schöpfungen des Landes eine Bedeutung, die in keinem Verhältnis steht zu seiner bescheidenen Ausdehnung. Die Grenzlage zwischen den Kulturen begünstigte das Reimen des Neuen. Der freie Sinn der Bürger befähigte sie, eroberte Höhe zu behaupten, unbekümmert um den Wechsel der Mode. In Frühzeiten und reifen Spätzeiten sind die schöpferischen Geister der Schweiz hervorgetreten und haben kommenden Epochen den Boden bereitet durch selbstlosen Glauben oder unerschrockene Kritik. Oder sie brachten errungener Kultur die letzte feinste Form, die reinste Formel.

Als Sturmbogel fliegt Rousseau der französischen Revolution voraus. Die Romane des Genfers bringen die erste Ahnung der kommenden Weltwende. Noch bevor sie ausbricht, wirkt in Zürich Pestolozzi für den Gedanken der allgemeinen Volksbildung, den dann das 19. Jahrhundert in seiner Tragweite erkennt und praktisch anwendet. Hat aber die Schweiz damals keinen Philosophen im Stile Kants, keinen Dichter von der Größe Goethes hervorgebracht, so erzeugte sie doch einen Haller und Geßner, die mit ihrer Sehnsucht nach reineren Lebensverhältnissen die goldenen Tage von Weimar und Jena vorbereiteten. In ihren Schilderungen einer unverdorbenen Natur haben sie den Glauben des Zeitalters an ein höheres Menschentum vorweggenommen. So wie aber damals die schweizerische Ästhetik mit ihren freieren Ansichten der Klassik bahnbrechend vorangeht, so folgen ihr die stolzen Tage der schweizerischen Meister der Erzählung nach. Als der „Grüne Heinrich“ und die „Leute von Seldwyla“ geschrieben, der „Jürg Jenatsch“ und der „Heilige“ gedichtet waren, als Keller durch die „Sieben Legenden“ eine neue geistprühende Poesie und Meher mit den Renaissance-Novellen eine neue dichterische Form ins Leben gerufen hatte, da konnte wohl ein deutscher Kritiker zur Überzeugung kommen, in den Schweizerbergen sei die wahre Heimat der Poesie und der Poeten. Damals geschah es, daß Keller dem zukunftsfrohen Wirklichkeitsinn seines Jahrhunderts die Zunge löste mit den Versen:

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt.

Damals auch fand er der allumfassenden Kultur seiner Zeit die vertrauensvolle Parole: Freundschaft in der Freiheit!

Wie aber, in neueren Zeiten, auf die Blütetage von Weimar und Jena die Zeiten folgten, wo Keller und Meher in Zürich in edlem Wettstreit ihre Werke schufen, so ging dem mittelalterlichen Minnesang, der auf allen deutschen Burgen erscholl, in der Schweiz eine eifrige Sammeltätigkeit nach, der wir das umfangreichste und köstlichste Denkmal seiner Lyrik und manche zarte Nachblüte verdanken. Unweit dem Orte, wo Kellers Wiege gestanden, in derselben schmalen Gasse, stand auch das Haus von Johannes Hadlaub. Er hat, wenn wir Kellers anmutigem Berichte glauben dürfen, auf den Wunsch hoher Gönner jene bilderge schmückte Liederhandschrift angefertigt, die jetzt in Heidelberg liegt, einst aber auf schweizerischem Boden entstanden ist, selbst ein Dichter von bedeutenden Talenten. Zur selben Zeit aber besangen die lustigen Herren am Bodensee auf ihren Schlössern, der schmachtenden Töne endlich müde, statt des Frühlings den fruchteschweren Herbst mit seinen Schmausereien und statt der holden Frauen die fetten Pfauen und Gänse, die sie an den Erntefesten verzehrten und mit köstlichem Weine begossen.

Der schweizerische Realismus neigt auch in der Dichtkunst zu klarer Gegenständlichkeit. Immer wenn wirklichkeitssträchtige Strömungen das Feld beherrschten, stand die schweizerische Dichtung in Blüte. Verlangte

Systemzwang aber nach strenger Regel oder erreichte der Kultus des Gefühls die Grenze des Überschwänglichen, dann ging ihr Anteil zurück oder hielt die Synkope. Zur Zeit Luthers darf sich der Berner Niklaus Manuel, der dort durch seine Fastnachtspiele die Einführung der Reformation vorbereitete, sehr wohl neben den Nürnberger Schuster Hans Sachs stellen. Und in der Epoche des Dampfes und der Elektrizität ist Keller zugleich der Staatsschreiber seines Kantons und seiner Zeit. Allein nicht nur das Tun der Menschen, auch ihr Lassen kennzeichnet den Einzelnen wie die Völker. Es ist aufschlußreich, daß kein Handwerker der Schweiz je versucht hat, seine zarteren Gefühle auf das Prokrustesbett eines langatmigen Meisterliedes zu spannen und daß ihre Gelehrten wenige jener barocken Gelegenheitscarmina zu verantworten brauchen, deren Reime bedeutend reiner waren als die Gefinnungen, denen sie Ausdruck gaben.

Keine Formel schöpft indessen das Menschenherz und den breiten Strom der Geschichte aus. So ist auch das Wort von der Wirklichkeitsfreude der schweizerischen Kunst und Dichtung zu eng, den Reichtum ihrer Empfindungs- und Phantasiewelt zu fassen. Hart neben dem knorrigen Hodler stehen der farbentrunkene Böcklin und der träumerische Albert Welti, neben dem Bauernschilderer Gotthelf der historische Portraitist Meyer und der philosophisch-extramundane Spitteler.

Überblicken wir nun aber die Geschichte des schweizerischen Schrifttums; schlagen wir die alten schweinsledernen Folianten der ehrwürdigen Kloster- und Stiftsbibliotheken auf; holen wir die kostbaren Wiegendrucke der Universitätsbüchereien von den Regalen herunter und werfen wir einen Blick in die technischen Wunder der modernen Bestände, die Städte, Bund und Kantone für ihre Bedürfnisse gesammelt haben; so wird uns schnell bewußt werden, zu welchem Reichtum der Erscheinungen schweizerische Dichtung endlich gedieh.

Freilich hatte das schweizerische Buch Gelegenheit, sich zu einiger Vollkommenheit zu entwickeln. Es ist das älteste Buch in deutscher Zunge. Als man in andern Gegenden Europas noch seine Kräfte darin übte, die Toten mit kostbaren Gaben aller Art für die Fahrt ins Jenseits auszurüsten, las man in der Schweiz schon die Bibel und kommentierte den Aristoteles. Zum bessern Verständnis der alten Autoren wurden Vokabularien angelegt. So entstanden die ersten Versuche, die dumpfen Laute der Muttersprache in der Schrift zu bannen. Bald wurden die Wörter alphabetisch geordnet, bald nach sachlichen Gesichtspunkten. Der Eifer war groß und das Bemühen löblich, doch entsprach die Kenntnis des Lateinischen nicht immer dem hohen Ziel des Verfassers.

Doch braucht man über diese ersten, tastenden Versuche, sich die Sprache der alten Autoren anzueignen, nicht hochmütig die Nase zu rümpfen. Am Ende der Epoche geht aus den St. Galler Mönchen ein Gelehrter hervor, den wir mit Recht preisen. Notker Labeo war Vorsteher der Klosterschule, ein Mann von umfassenden Kenntnissen und frommem Sinn. Er

führte den Ehrentnamen *teutonicus*, weil er in einer Zeit, als sich die schon warm gebettete Kirche ausschließlich des Lateinischen bediente, die Muttersprache im Unterrichte berücksichtigte. Zum bessern Verständnis seiner Schüler übersetzte er Teile der Bibel und mancherlei gelehrte Werke ins Deutsche und entwickelte dabei ein so vorzügliches Verständnis des Originals, eine so scharfe Beobachtung der gesprochenen Laute und einen so feinen poetischen Sinn, daß man ihn mit Recht den ersten deutschen Philologen, den Vater der Germanistik nennen könnte. Notker war peinlich getreu in der Wiedergabe der phonetischen Werte seiner St. Gallischen Mundart, sodaß man noch heute ihren Lautstand aus seinen orthographischen Zeichen erschließt.

Wir dürfen die Zeit klösterlich-kirchlichen Literaturbetriebes nicht verlassen, ohne noch eines andern St. Galler Mönches zu gedenken, jenes Eckehard, den Scheffel als Helden seines historischen Romanes verherrlichte. Nach dieser Dichtung unterrichtete Eckehard die schwäbische Herzogin Hadwig auf dem Hohentwiel und las mit ihr antike Autoren. Später schrieb er dann aus liebekrankem Herzen für sie die Sage von Walther und Hildegunde in lateinischen Hexametern auf. So will es wenigstens der spätere Dichter. In Wirklichkeit gab es vier Mönche dieses Namens in St. Gallen, und Scheffel verschmolz in seiner dichterischen Gestalt, aus der Chronik des letzten schöpfend, die drei älteren zu einer Idealfigur.

Flucht aber die Schweiz zur Zeit der Christianisierung in den Ruhmesfranz deutscher Sprachkunst ein immergrünes Vorberreiß, so ist ihr Anteil zur ritterlichen Kunstpflege eher bescheiden. Die Schweiz hat keines der großen Nationalepen hervorgebracht. Abgeschrieben wurden sie freilich öfter. Für das Interesse, das dort je und je deutsche Dichtung fand, zeugt die Tatsache, daß eine der ältesten und, wie es sich jetzt herausstellt, sogar die beste Handschrift des Nibelungenliedes noch heute in St. Gallen aufbewahrt wird. Aber in jenem Gedichte Eckehards von Walther und Hildegunde ist uns ein gar anmutiges Gebilde deutscher Sage, von dem wir sonst nur dürftige Kunde hätten, überliefert. Wenn nun aber dieses reizende Liebes- und Heldengedicht mit einem Male im Freien endigt, bei dem die vom Zweikampfe übel zugerichteten Kämpen sich durch nichts in ihrer versöhnlichen Freude stören lassen — klingt da nicht schon Kellers goldener Humor leise an?

Die ritterliche Lyrik hat in der Schweiz keinen ganz großen Vertreter aufzuweisen. Aber dem Oesterreicher Walther von der Vogelweide geht doch der Neuenburger Rudolf von Jenis sangesfroh voraus. Und den Epikern Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg folgt das hochachtbare Talent Rudolfs von Ems und der in Basel ansässige, überaus fruchtbare Konrad von Würzburg. Der letztere gehört der Schweiz ähnlich zu wie Erasmus von Rotterdam. Beide haben in der RheinStadt die dauernde Stätte des Wirkens gefunden. In der Zeit sinkender Kunstblüte aber auch den rüden Bauernverspötter des „Ring“, den Wittenweiler, den

Schweizern zuzuzählen, oder gar ihn als den größten Schweizerdichter zu preisen, war nicht unbedingt nötig, denn er hat jenseits der eidgenössischen Grenzpfähle gehaust; aber es kann niemandem verwehrt werden, gelegentlich auch für die eigene Unsterblichkeit zu sorgen.

Das eigenartige Phänomen, daß die Reformation der Literaturgeschichte in der Schweiz einträgt, ist ihre unerhörte Fruchtbarkeit auf dramatischem Gebiete. Quantitativ und qualitativ marschiert sie an der Spitze aller deutschen Landschaften. Die katholischen Orte halten dabei mit ihren Passionsspielen neben den protestantischen gleichen Schritt. Der größte unter den damaligen schweizerischen Dramatikern ist der Berner Niklaus Manuel, in der Vielseitigkeit seiner Begabung eine echte Renaissanceatur. Man hat Mühe, den großen Eifer der damaligen Zeit, die Fragen des öffentlichen Lebens von der Freilichtbühne des Marktplatzes herunter zu diskutieren, mit den heutigen Theaterverhältnissen in der Schweiz in Einklang zu bringen. Nach diesen zu urteilen, wären die Schweizer eher untheatralisch und zungenschwer veranlagt. Man braucht aber bloß an die heutige Dialektbühne zu denken, und an ein Werk wie Jakob Bührers „Volk der Hirten“, um inne zu werden, wie sich das Bild sofort ändert, wenn sie ganz in ihrem Element sind. Im 16. Jahrhundert hatte jede Stadt ihren Dichter, der ohne viel Umschweife das alte Fastnachtspiel zum Zeugen seines Gottesglaubens machte. Und die Bürger griffen fröhlich danach, um in öffentlichen Aufführungen — bald ernst, bald heiter — zu demonstrieren. Schaffhausen besaß seinen Tobias Stimmer, Zürich Uz Edstein und Heinrich Bullinger, Bern seine beiden Manuel, Vater und Sohn. In Basel wirkten gar drei respectable Talente, der Buchdrucker Pamphilus Gengenbach, der Schulmeister Johannes Roloff und der spätere Gymnasialrektor Sigt Birk.

So sind in der Schweiz die öffentlichen Fragen damals durch das uralte Maskenspiel mit Umzug und Streithandlung entschieden worden. Während aber der Geist der Zeit dergestalt mit viel Lärm sich auf offenem Markte austobte und dabei die älteste Literaturform zu Hilfe nahm, ist in einem Winkel des Landes in aller Stille eine ganz neue Form geboren worden, der die Zukunft gehören sollte: das gedruckte Buch. Es hat in Basel alsbald die regste Pflege gefunden. Diese Stadt kann für sich den Ruhm beanspruchen, damals einer der bedeutendsten Druckorte des Kontinentes gewesen zu sein.

Man versteht, daß die Zeit des emporkommenden Absolutismus dem Gedeihen der schweizerischen Dichtung nicht günstig war. Nun bricht die stillste Zeit ihres Schrifttums an. Dagegen genießt die Eidgenossenschaft im 18. Jahrhundert wieder den Ruhm, in ihren Städten zehnmal mehr Leute von Geschmaç und Genie zu besitzen als selbst das große Deutschland, Berlin nicht ausgeschlossen.

Daraus erhellt schon, welcher gewaltiger Wandel gegen früher eingetreten war. Früher schufen in der Schweiz einzelne Dichter da und dort.

Auch jetzt wieder leben in Basel Zsclin und Drollinger, in Bern der berühmte Haller; Zürich besitzt seinen Salomon Gessner, seinen Bodmer und Breitinger, seinen Lavater und Pestalozzi. Aber darüber hinaus ist jetzt so etwas wie eine literarische Atmosphäre entstanden. Es gibt schweizerische Kunstanschauungen, sogar eine schweizerische Kunsttheorie, die weit über die Grenzen des Landes hinaus Geltung erlangt. Die poetische Luft der Schweiz wirkt anziehend. Nacheinander kommen die jungen Genies über den Rhein, um an der Quelle des guten Geschmacks zu schöpfen, Alopstock zuerst, dann Wieland. Der größte unter ihnen Goethe, findet an den Ufern des Zürcher Sees Freundschaft, Freiheit, Erquickung und manches schöne Lied. Glücklich gesteht er, er sei nun froh, eine zweite Heimat zu wissen, die für ihn immer offen stehe, gehe es ihm, wie es wolle. Er hat nicht nur heiteren, zerstreuenden Verkehr in der Schweiz genossen, sondern auch tiefe Hingebung und Treue, die sich bis in unsere Tage hinunter bewähren sollte.

Wichtiger aber als dieses stille Walten der Liebe waren für den unmittelbaren Fortschritt der damaligen literarischen Entwicklung die theoretischen Kämpfe, die zwischen Bodmer und Breitinger einerseits, Gottsched andererseits ausgefochten wurden. Man hat den Gegensatz der Zürcher und Leipziger Ästhetik, der sich in heftigen Fehden erging, früher auf die Neigung der deutschen Poesie zuerst zum französischen, dann zum englischen Kunstgeiste zurückführen wollen. Heute wissen wir, daß die Parteinahme für die englische Dichtung, die sich damals von der Schweiz aus über ganz Deutschland ausbreitete, einer zunehmenden Sympathie für freiere bürgerliche Anschauungen und der Ablehnung verknöchelter, absolutistischer Denkweisen gleichkam. Indessen war die Produktivität der Schweiz an hervorragenden Köpfen damals so groß, daß sie auch im Auslande überall ihre Sendlinge hatte. Wie Rousseau in Paris, wirkte Haller in Hannover. Der Winterthurer Sulzer fand in Berlin eine zweite Heimat und dauernde Stätte angesehener Wirksamkeit.

Es scheint manchmal, als ob die schweizerische Muse im 18. Jahrhundert eine recht gute Amme gewesen, jederzeit bereit, fremder Leute Kinder bei sich aufzunehmen und sorglich zu nähren und zu pflegen. Im 19. Jahrhundert steht sie selbst bräutlich geschmückt da. Jetzt ist die hohe Zeit schweizerischer Kunst und Kulturbüte. Nicht nur Dichter stehen auf, in denen sich der Geist der demokratischen Zeit rein verkörpert, auch Maler zeigen sich, die jenen an repräsentativer Größe nicht nachstehen. Und um den Segen voll zu machen, wächst kurz vor dem Weltkriege ein Musiker heran, der als Schöpfer von Liedern und Opern den höchsten Rang erreicht.

Wie das 16. ist das 19. Jahrhundert eine Zeit tiefgreifendster politischer Umwälzungen gewesen. In harten Stürmen wird der alte Staatenbund zum schweizerischen Bundesstaat umgeformt. Dem politisch-wirtschaftlichen Gestaltungstrieb geht aber ein ebenso leidenschaftlicher künstlerischer nebenher. Dem Wohlstand, der sich im neuen Staatswesen ausbreitet, entwachsen

Dichter, Maler und Musiker. Noch nie hat die Schweiz eine so große Schaar bedeutender Talente gesehen. Noch nie waren ihre schöpferischen Kräfte so vielseitig und zugleich von höchstem Range. Der erste Dichter, dessen Werk der Weltliteratur angehört, ist der Berner Gotthelf. Er beginnt noch vor den politischen Umwälzungen zu schreiben und bleibt von den großen Zeitereignissen beinahe unberührt. Seine Welt ist eine ewige. Er ist der Homer der Berner Bauernsage. Sie erscheint in seinen Erzählungen, wie sie seit undenklichen Zeiten in den sonnigen, breiten Bergtälern der Voralpen den Boden bebaut. Dem wandelbaren Zeitgeiste stellte er den unwandelbaren Bernergeist gegenüber. Mit erzieherischer Absicht schrieb der Pfarrer von Lützelflüh und in erster Linie für seine ländlichen Pfarrkinder. Um seinen Lesern verständlich zu sein, bediente er sich einer urtümlichen Sprache. Seine frühen Schriften sind noch tendenziös, die reiferen aber erheben sich zu großen Musterbildern bäuerlichen Lebens und Wirkens.

Keller, der sich an Gotthelf zum großen Epiker heranschulte, hat den politischen Umschwung der 40er Jahre als leidenschaftlicher Mitkämpfer erlebt. Er hat große Dinge werden sehen. Aber er weiß auch um ihre Menschlichkeiten. Daher sein vergoldender Humor. Er beruht darauf, daß er das Leben aus nächster Nähe und sub specie aeterni erschaut hat. Er kennt es als Interessenkampf und als geschichtliche Bewegung. So sieht Keller die vaterländischen Verhältnisse mit vergrößernden Augen. Indem er sie betrachtet, verklären sich ihm die Dinge. Das Leben der Menschen weiß er beherrscht von den treibenden Zeitideen. Seine Erfahrungen als Politiker haben ihn optimistisch gestimmt. Nie hat er den Glauben an den Sieg des Guten verloren. Er meint, der Einsatz des Mannes für die Entwicklung des angestammten Volkstums sei wertvoll genug, alle seine Kräfte anzuspannen. Als Freund des Fortschritts begrüßt er die Bildungsbestrebungen der Frau. Als Mensch und als Dichter hat er sein Augenmerk auf die feste Form der Dinge gerichtet. Seine abgebrochene Malerlaufbahn wie das Studium der älteren Dichter haben ihn gelehrt, daß es nur darauf ankomme, sich und seinem Werke die klare bleibende Gestalt zu geben.

Für Meyer wiederum ist Keller das wichtigste Element der Bildung gewesen. Er steht schon nicht mehr im rauschenden Fluß der Dinge. Ruhigere Verhältnisse umgeben ihn. Aber rings um sein Vaterland wird zu seiner Zeit Weltgeschichte gemacht. So ist die große Historie zwar seinem unmittelbaren Anblick entzogen, aber dennoch für ihn ein Schauspiel, das Geist und Gemüt wie nichts anderes fesselt. Hinzu kommt der Anteil des väterlichen Blutes. So wird Meyer zum historischen Dichter großen Stils. Der schöpferische Genius auf verantwortungsvollem Posten, der Kampf weltgeschichtlicher Mächte, der Geist der Zeitalter und die eigenartige Färbung der menschlichen Seele unter ihrem Einflusse: das sind die Gegenstände, die ihn vor allem interessieren. Als größte dichterische Leistung gelingt ihm die Schöpfung eines neuen schweizerischen Freiheitsliedes.

Neben den Tell stellt er seinen Jürg Jenatsch, neben den Helden der mutigen Tat den Diplomaten, der die Weltmächte überlistet. Meher ist schon ausgesprochener Kulturpoet. Die ungehemmte Kraft fasziniert ihn. Er hat einen Blick für die Problematik verfeinerter Seelen. Sprache und Form sind bei ihm von vollendeter Schönheit.

Diesen Klassikern der schweizerischen Dichtung folgt endlich in Spitteler ein romantischer Gestalter philosophischer Weltanschauung nach. Er hat im „Olympischen Frühling“ griechischen Mythos aus modernem Lebensglauben erneuert und dabei ein feierliches Bekenntnis zum Heroismus abgelegt. Niessche verwandt ist er unzeitgemäß durch die Form des gereimten Epos, die er für sein Hauptwerk wählt. Dennoch hat er sich die Liebe seines Volkes errungen durch sein freies Wort im Weltkriege.

Allein der großen Zeit der schweizerischen Meister der Dichtkunst fehlte auch ihr Eckermann nicht. Adolf Frey, ein Altersgenosse Spittlers, begleitete das Lebenswerk der beiden älteren Dichter mit biographischen Kommentaren, die deren Menschliches mit liebevoller Treue festhalten. Er hat auch selbst gedichtet. Es gibt schöne Dialektlieder und treffliche Festspiele von ihm. Seine biographischen Bücher über den Tiermaler Koller und Arnold Böcklin ergänzen seine Bemühungen, als Augenzeuge einer künstlerischen Blütezeit zu wirken. Er ist der Vasari unserer jüngsten Renaissance, allen Großen nahe und mit ihren Eigenheiten und Menschlichkeiten vertraut.

Die Schweiz besaß aber damals nicht nur die namhaftesten Dichter der Zeit, auch Maler von weitreichender Bedeutung sind ihr erstanden. In Böcklin verkörpert sich die Sinnenfreude des wirklichkeitsfrohen Jahrhunderts. Seine leuchtende Palette bedeutet den Gipfelpunkt der Rückkehr zur Farbe, die sich seit der Romantik angebahnt hatte. Hodlers Kunst führt ihrerseits zu einer das Innere offenbarenden, tief im Gemüt bewegten Ausdruckskunst hinüber. So stehen beide Maler als große Repräsentanten ausgesprochener Zeittendenzen da. Der klassische Stil von Böcklins Bildern liegt für jeden Betrachter am Tage. Hodlers Innerlichkeit knüpft an Dürer und Holbein an. Da aber von den beiden führenden Schweizerdichtern Meher das Formgefühl der Renaissance in sich trug, während Keller eine ausgesprochen deutsche Künstlernatur war, wiederholt sich in der Dichtkunst wie der Malerei dieser größten Epoche schweizerischer Kunstblüte die Mischung germanischer und romanischer Einflüsse. Sie halten sich die Waage und verbinden sich zu einer neuen, die nationale Eigenart bestimmenden Einheit.

Keine Frage, die kleine Schweiz hat von der Begründung ihres neuen Staatswesens bis zum Weltkriege eine solche Zahl erstrangiger Dichter und Künstler hervorgebracht, daß diese Zeit in ihrer schöpferischen Produktivität auch das 18. Jahrhundert noch in Schatten stellt. Nun hat man diese Epoche des schweizerischen Geisteslebens die Zeit des Materialismus gescholten. Weder der erzieherische Gedanke des „Grünen Heinrich“ noch

der Reichtum ausgestreuter Phantasie in den „Leuten von Seldwyla“ hat davon abgehalten, weder der Triumph geistreicher Philosophie in den „Sieben Legenden“ noch das vaterländische Hochgefühl im „Jürg Jenatsch“, weder das historische Ahnungsvermögen das „Heiligen“ noch die extramundane Idealität des „Olympischen Frühlings“, nicht der glühende Farbenrausch der „Gefilde der Seligen“ und des „Spiels der Wellen“ und nicht der seelische Tiefgang der „Eurythmie“ oder der „Heiligen Stunde“. Man muß danach annehmen, daß in der Schweiz das Zeitalter des Materialismus immer noch andauert, da es offenbar weniger Geist erfordert, eine solche Etikettierung zu erfinden als alle die herrlichen Werke, für die sie passen soll, und außerdem den Staat zu schaffen, der alle diese Kostbarkeiten des Daseins erst ermöglichte.

Wie hätte es anders sein sollen, als daß die Generation, die diese großen Leistungen bei ihrem Auftreten vorfand, in ihrer Bewegung etwas gehemmt wurde? Ein so starkes inneres Erleben, wie es hier ausgesprochen war, eine so vollendete Form, wie sie hier geschaffen worden, war schwer wieder zu erreichen. Das tiefempfundene Schicksal, das Jakob Schaffner zu Teil wurde, der eigenwillige Lebensdrang, der Paul Ilg beseelte, haben da befreiend gewirkt. Entscheidenden Wandel aber brachten erst die ungeheuren Umwälzungen, welche die Welt seitdem heimsuchten. Der Weltkrieg hat die Dichter der Schweiz innerlich reicher, teils weltweit offen, teils sich zu tiefer Wesenschau neigend, gestimmt. Wir haben Poeten der unerschrockensten Selbstbegegnung erlebt und solche, die erst durch die persönliche Anschauung vieler Erdteile Beruhigung und den Ausgleich der Kräfte fanden. Der hervorragendste unter den letztern ist wohl Felix Moeschlin. Unter den erstern soll der Name Konrad Bänningers unvergessen sein.

Heute nun sind die jüngsten schweizerischen Dichter dabei, aus einer ganz veränderten Zeitlage heraus den guten Namen der schweizerischen Dichtkunst aufs neue zu erhärten. Den religiösen Stimmen der Zeit lauscht der originelle Geist Albert Steffens. Das soldatische Erlebnis wurde für den Erben alter städtischer Kultur, Robert Jaesi, entscheidend. In den Bahnen geistreicher Geschichtsauslegung bewegt sich das Gestalten Emanuel Stichelbergers. Es wäre vergeblich, auch nur die hauptsächlichsten Namen alle nennen zu wollen. Eines aber ist bemerkenswert. Wie zur Zeit der deutschen Romantik, so reihen sich jetzt in der Epoche der schweizerischen Nachklassik eine ganze Anzahl hochbegabter Frauen der Schar der Dichter ein. Da ist die mütterlich-weise Lisa Wenger, die noch im Alter durch ihre Frische überrascht. Die allem Menschlichen offene, verstehende Maria Waser haben wir unlängst verloren. Esther Dermatt ziert die Kultur der Sprache und Form. Cécile Lauber und Dora Hanhart kennzeichnet der prickelnde Stil, die Modernität der Probleme. Doch zu den ernstesten Meistern beiderlei Geschlechts gesellen sich endlich die Humoristen, die mit satirischen Blicklichtern die Rehrseite der Dinge, die Auswüchse fröhlichen Seldwylertums beleuchten und belachen. Jakob Bühler und Dominik Müller führen den

Zug der lustigen Britschmeister ausgelassen, mutig und ihrer Sendung bewußt an.

Aus unscheinbaren Anfängen hat sich der stolze Baum schweizerischer Dichtung zu reicher Blüte entfaltet. Jederzeit hat die schweizerische Literatur dem Ruf der Zeit gehorcht, aber sie ist dennoch selbständig geblieben. Sie hat gelernt, aber nur um ihre Eigenart noch kräftiger zur Geltung zu bringen. Möge sie noch manche kostbare Blüte hervorbringen! Möge ihr noch mancher gute Jahrgang gedeihen!

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Ünnfzig Jahre „Gute Schriften“. / Schulpolitische Gedanken aus der Landesausstellung. / Der Fall Bernoulli.

Schon früh in meiner Jugend bin ich den Hesten des „Vereins für Verbreitung guter Schriften“ begegnet. Ich hatte einen älteren Freund, der sich beinahe allwöchentlich um wenig Geld eine solche Schrift — bald war es ein Roman, bald eine schlichte Erzählung oder eine Lebensbeschreibung — erstand, um beschaulich mit ihr den Sonntag zu verbringen. Nun ist jener Freund schon lange dahingegangen, aber noch immer erinnert mich eine Beige „Guter Schriften“, die er mir hinterließ, an seine Lesertreue.

In den fünfzig Jahren seit 1889, da die „Guten Schriften“ aufkamen, mag es Tausende und Abertausende von Leuten jeden Alters gegeben haben, die sich wie mein Freund regelmäßig in die dargebotenen reichen Schätze vertieften. „Mehr als zwanzig Millionen Heste und Hestlein“, sagt uns der Jubiläumsbericht, „sind in die Hände von alten und jungen Schweizern aller Volksschichten gelangt“, und wir stimmen ihm bei, wenn er mit den Worten fortfährt, sie hätten „sicherlich mannigfaltigen Segen gestiftet“. Die „Guten Schriften“ sind fürwahr ein Großwerk schweizerischer Bildungsarbeit. Wer die Zahlen unseres Schrifttums zu lesen versteht, weiß, was es bedeutet, daß der Basler Verein gleich zu Anfang zweimal je 40 000 Gotthelfhefte schlankweg absetzen konnte, daß der sonst schon gewiß in ungezählten Auflagen verbreitete „Wilhelm Tell“ es von 1891 bis heute auf 320 000 Exemplare brachte, und daß sogar der Erziehungsroman „Lienhard und Gertrud“ von Pestalozzi 40 000 Abnehmer fand. Die Darbietungen des Vereins haben aber dieses Vertrauen des Schweizervolkes auch vollends verdient. Im Kampfe gegen das Unwesen der aus dem Auslande einbringenden billigen Schundliteratur, welcher der reguläre Verlags- und Buchhandel mit seinen hohen Ansprüchen entweder nicht beikommen konnte oder wollte, machten es sich die Gründer zur Wegleitung, „bei der Auswahl der Schriften den einheimischen Erzählern einen gewissen Vorzug einzuräumen“. „Darstellungen schweizerischen Lebens, von unseren besten Dichtern gestaltet, denen also der Erdgeruch der Heimat anhaftete, sollten vorherrschend sein und dem Gesamtwerk der „Guten Schriften“ das schweizerische Gepräge geben“. Daß diesem Grundsatz getreulich nachgelebt wurde, erhellt aus der weiteren Feststellung, daß drei Fünftel der berücksichtigten 300 Autoren der Schweiz angehören. Schon lange bevor der Ausdruck unter uns auftauchte, machte sich also der „Verein für Gute Schriften“ um die geistige Landesverteidigung verdient. Er verstand es, trotz